

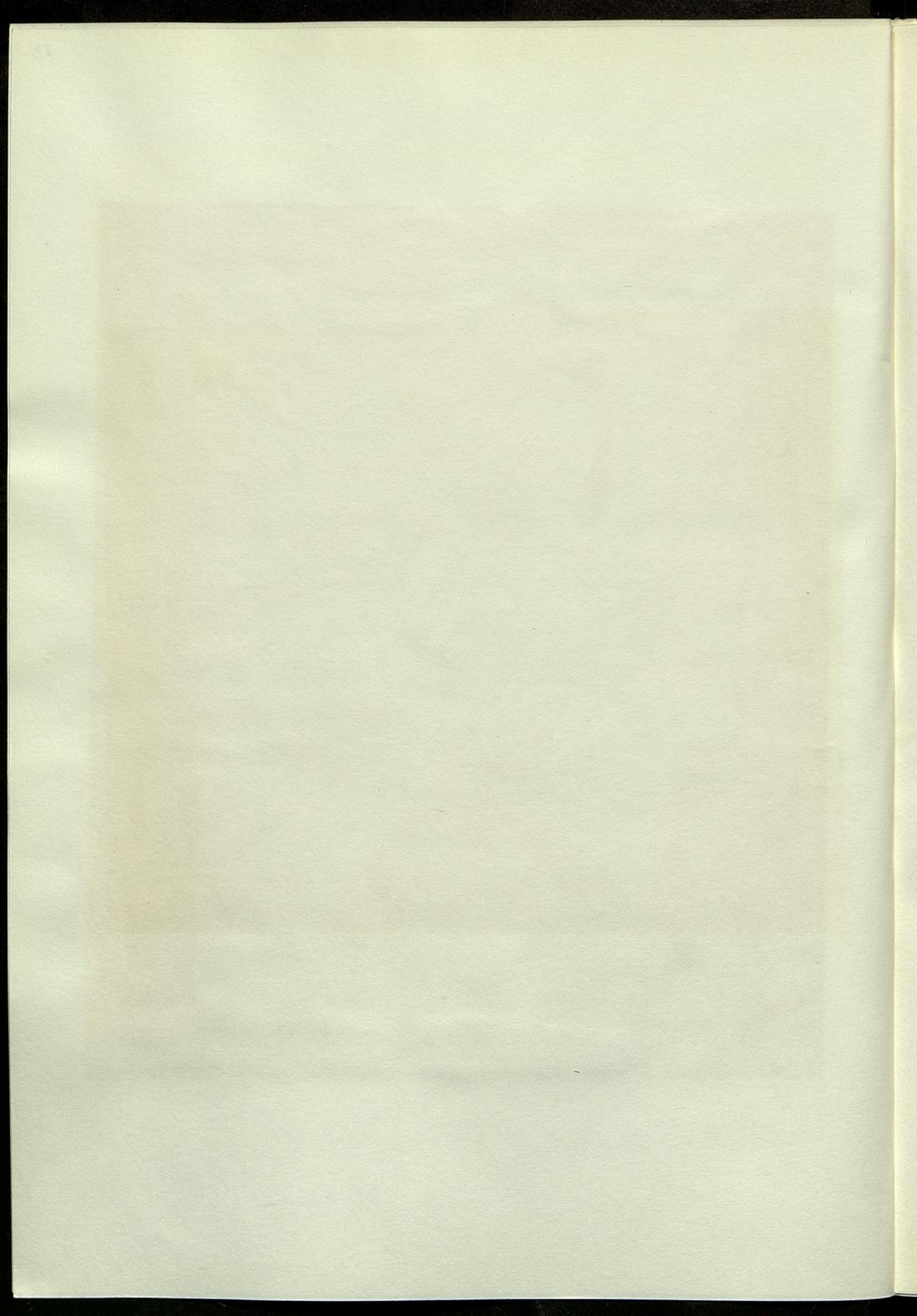
### »Die Feinde Goethe und Heine«

— was ist denn das? Feinde? Weil Goethe den Besucher Heine einmal schlecht behandelt und der Journalist Heine sich dann durch eine abfällige Bemerkung schadlos gehalten hat, darum kann man doch nicht gleich von Feindschaft sprechen? Aber liest man weiter, so merkt man schon, daß es dem Herrn Nordau gar nicht einfällt, es so zu meinen wie er es schlecht ausdrückt, sondern Goethe und Heine ~~sind~~ im Gegenteil vereint in der Feindschaft, die ihnen jetzt in Frankreich entgegengebracht wird, sie sind also vielmehr Freunde, was aber auch nicht ganz dem wahren Sachverhalt entspricht, denn man kann doch nicht gut annehmen, daß Goethe es nicht vorziehen würde, ohne den Kompagnon aus Frankreich ausgewiesen zu werden. Nordau behauptet, daß Goethe jetzt in Frankreich beschimpft, verunglimpft, angeflegelt, zerfetzt, herabgewürdigt werde, also daß ihm annähernd so mitgespielt ~~wird~~ wie andern bedeutenden Menschen von Herrn Nordau. Aber wenn es wahr ist, daß ein Esel in der Revue des Deux Mondes Goethe als den Repräsentanten der heutigen deutschen Wesenseigenschaften auffaßt, der seine eigenen Anschauungen im Faust durch die Raufbold, Habebald und Haltefest aussprechen lasse und die »Philosophie eines schneidigen Drillunteroffiziers« vertrete, dann müßte die heutige deutsche ~~Journalistik~~ doch mit viel mehr Recht den Franzosen eine Überschätzung Goethes vorwerfen, der ja einen verirrtten und zum Heil des deutschen Wesens abgetanen Einzelfall bedeutet, wie heuer ganz ausdrücklich in Berlin klar gestellt wurde. Ferner wäre darauf hinzuweisen, daß ihnen, wenn Herr Nordau wirklich recht hätte mit seiner scherzhaften Klage über die »Entziehung des Bürgerrechts« im Falle Goethe, doch dadurch, daß sie im Falle Nordau Ernst gemacht haben, immerhin eine reinliche literarische Handlung gutschreiben wäre. Ja, es dürfte wohl auch nicht zu bestreiten sein, daß selbst die härteste Behandlung, die sie sich — ein Hundertstel der von der Journalistik behaupteten Fälle zugegeben — gegenüber Ausländern zuschulden kommen ließen, reichlich durch die Abschiebung des einen Nordau wettgemacht wird, genau so wie Rußland viel Unrecht im voraus dadurch gesühnt hat, daß es schon in Friedenszeiten den Brandes nicht über die Grenze ließ. Daß die Pariser sich gegen die abziehenden Ausländer anständig, ja nobel benommen haben, hat Herr Nordau selbst, im Gegensatz zu der telegraphischen Berichterstattung, zu erzählen gewußt, er scheint aber jetzt, da ihm eine Hoffnung schwindet, sich entschlossen zu haben, entweder die Wahrheit zurückzuziehen oder die Wahrheit zu sagen. Ein zuverlässiger Zeuge für den Modus bei Abschiebungen dürfte Herr Nordau nicht sein, er macht den Eindruck der Befangenheit, und wenn es nicht zu langweilig wäre, einen Autor wie Herrn Nordau auch noch zwischen den Zeilen zu lesen, so würde man

-/in

Hint

# Koll. / in



den Verdacht gewinnen, daß er den Franzosen nur Härte gegen Goethe vorwerft, weil er sie der Härte gegen Nordau beschuldigen will. Die Leidensgenossenschaft mit Heine wäre, wiewohl dieser Pariser Korrespondent immerhin geschickter war, nicht gerade ein Anspruch, den man Herrn Nordau als Unbescheidenheit auslegen müßte. Und wenn der Graf Karolyi darauf stolz war, bei gleicher Gelegenheit in gleichem Raum die persönliche Bekanntschaft des Nordau zu machen, so darf ein engerer Kollege sich die Schicksalsgemeinschaft schon gefallen lassen.

[ Wie stehts nun aber mit diesem? Sollte es denn wahr sein, daß sich die Franzosen hier endlich zu einer radikaleren Maßnahme entschlossen haben? Was man in der Kriegszeit an französischen Äußerungen über Heine vernommen hat, schien eher auf den trostlosen Entschluß hinzudeuten, nunmehr den aus dem alldutschen Deutschland Verbannten für Frankreich zu reklamieren und sein Schicksal gegen Deutschland auszuspielen. Ein Pariser Schmock verstieg sich, als wäre er ein Berliner, so weit, Heine als den größten deutschen Dichter zu feiern, für den natürlich Deutschland nicht das geringste Verständnis habe. Für solche Eseleien entschädigt die Gewißheit, daß der französische Kunstgeschmack die politische Ablehnung Heines durch Deutschland immer ganz richtig eingeschätzt und das deutsche Kunstphilisterium immer für fähig gehalten hat, dem Dichter Heine aufzusitzen. Der Vicomte Voguë hat vor ein paar Jahren den — für einen, der glaubt, daß Sieg und Kultur gemeinsam errungen werden — ziemlich perspektivischen Satz geschrieben, daß die Errichtung eines offiziellen Heine-Denkmal in Deutschland in einem künftigen Krieg Frankreich die Aufstellung von fünf Armeekorps ersparen könnte. Es war vorauszusehen, daß die Kriegssituation das politische Moment des Falles Heine in den Vordergrund schieben und daß sich ein paar Schwachköpfe in Frankreich zusammentun würden, um den »Deutschenfeind« Heine

Härte

19

[

[

19 6



2.

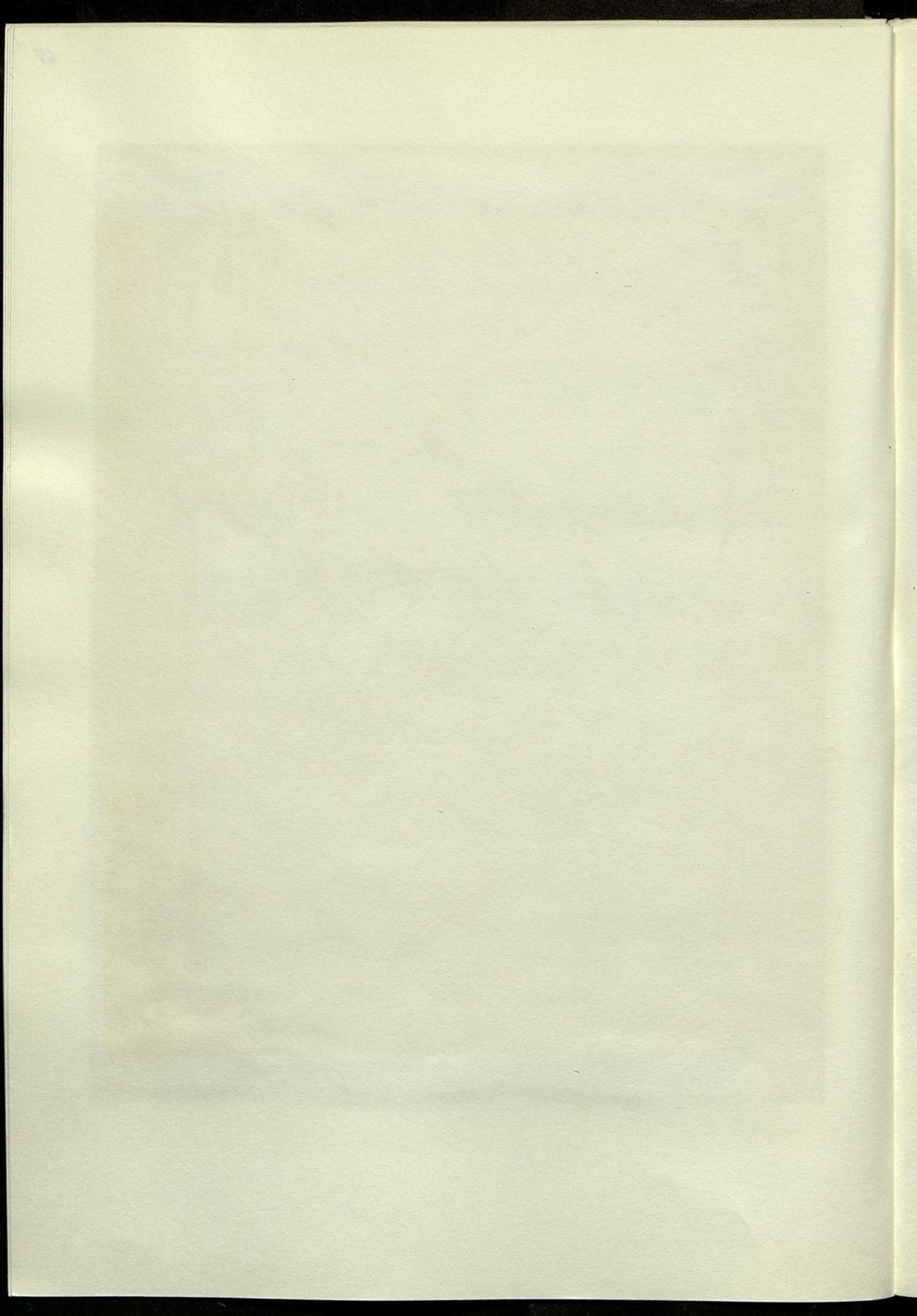
als den größten Dichter, den die Deutschen je besessen haben, auszurufen. Nach der Darstellung des Herrn Nordau aber, in dessen Literaturhorizont solche Ansicht gepaßt hätte, scheint sich gerade jetzt auch jemand gefunden zu haben, der hier eine dem Herrn Nordau peinliche Klarheit schafft und die Persönlichkeit Heines an Deutschland wieder dankend zurückstellt. Herr Nordau beginnt prompt zu zitieren: »Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?«, nennt ihn einen »prometheischen Dulder«, spricht von seiner »deutschen Schwerblütigkeit«, die ihm auch seine dümmsten Verehrer bisher nicht nachgerühmt haben, und erzählt, daß zu seinem Grab am Montmartre als zu einem geweihten Wallfahrtsort Hunderttausende gepilgert seien, »die der Liebeswonne, dem Leid, der Sehnsucht, der Hoffnung, der Enttäuschung der eigenen Seele durch den Nächstgallenschlag der Heineschen Lieder einen beseligenden, tröstenden oder erlösenden Ausdruck gegeben hatten«, zu denen aber hauptsächlich Deutsche zählten und solche Ausländer, »die in den deutschen Kulturkreis eingetreten sind«. »Aus den Tiefen des französischen Volkes« seien diese Huldigungen nur in seltenen Fällen aufgestiegen, nur aus den Tiefen des deutschen Volkes, wobei Herr Nordau natürlich an seelische Tiefen denkt und sich nur, da er allzulange nicht aus Frankreich ausgewiesen wurde, schlecht ausdrückt. Aber bloß die »Gemeinde« habe so gefühlt, sonst wurde »der größte Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, in der Heimat verfolgt und verleugnet. Das Lied »Fischerin du kleine« war seinerzeit von den Werkeln nicht so abgespielt wie dieser Walzer, ja selbst »Ich weiß nicht was soll es bedeuten« ist origineller. Nun aber, klagt Herr Nordau weiter, beginnen die deutschen Schmähungen gegen Heine in Frankreich einen Widerhall zu wecken. Im »Mercure de France« habe einer jener erreaktionären Schufte, die sich schon an Dreyfus versündigt haben, auch Heine verunglimpft. Es wurden ihm — wie kleinlich — seine Bettelbriefe an seinen Oheim Salomon, Erpressungen an Meyerbeer und dergleichen vorgeworfen. Dies schon vor dem Krieg, nun aber erst recht und nur mit dem Unterschied, daß Heine früher als korrupter Jude und jetzt, weil dies dankbarer sei, als korrupter Deutscher hingestellt werde. Vielleicht macht der französische Nationalismus hierin einen geringern Unterschied als Herr Nordau glaubt, und vielleicht ist es jenem nur darum zu tun, nachzuweisen, wie unbeirrbar das deutsche Kunstgefühl und wie durch ein halbes Jahrhundert tragfähig der deutsche Glaube an einen Lyriker ist, dessen Reimfähigkeit, Sentimentalität und flache Witzigkeit ihm Qualitäten bedeuten, die er von dem oft durchschauten Privatcharakter streng zu trennen weiß. Herr Nordau versteht das nur nicht, er glaubt ja auch, der Nächstgallenschlag habe nicht das geringste mit den finanziellen Dingen zu schaffen, und diese seien Kleinigkeiten:

1. dem 27

1. dem 27

1. dem 27

1. dem 27



... Eine deutsche Zeitschrift veröffentlichte vor kurzem unbekannte Briefe des Dichters an die Baronin James Rothschild in Paris, die kein anderes Interesse hatten, als höchstens das von kleinen anekdotischen Nachträgen zur Lebensgeschichte des Dichters. In ihnen entschuldigt Heine sich bei der Gattin wegen kleiner Neckereien gegen ihren Mann und gibt ihnen eine möglichst harmlose Deutung. Dieser Briefe bemächtigt sich der französische Schmärer, übersetzt sie tendenziös, versieht sie mit einem Kommentar, der einem Inquisitor höchste Anerkennung abgewinnen würde, und zieht aus ihnen den Schluß, daß es eine Schande sei, Heine noch länger in einer französischen Bücherei, in einem anständigen französischen Hause zu dulden, und daß jeder gute Franzose es als seine vaterländische Pflicht erkennen müsse, diesen deutschen Eindringling, der sich an den französischen Herd eingeschlichen habe, mit Fußtritten über die Grenze zu jagen.

Der Herausgeber der Briefe, ein Herr Hirth, meldet sich nun zu einer »wichtigen Berichtigung« und erklärt indigniert, es seien keineswegs kleine anekdotische Nachträge, sondern höchst interessante Dokumente zum Beweise von Heines finanzieller Unschuld. Weder die Auffassung des Herrn Nordau von der Belanglosigkeit des Vorwurfs noch die des Herrn Hirth von der Wichtigkeit des Gegenbeweises scheint mir zutreffend. Vielmehr glaube ich, daß diese Briefe interessante Dokumente sind, zwar nicht zum Beweise des Vorwurfs, daß der Briefschreiber »im Solde des Hauses Rothschild gestanden sei«, wohl aber der Tatsache, daß er vom Hause Rothschild keinen bekommen hat, und delikate Belege für eine schwärmerische Gemütsart, die nichts dafür kann, wenn ihr zwei Tonarten durcheinandergehen und der Troubadour sich an den Sozialkritiker erinnert, der den Rothschild anzugreifen hatte. Der Herausgeber der Briefe schwelgt denn auch in der Vorstellung, daß ein Dichter wie Heine zwischen der Poesie der Gattin und der Prosa des Gatten nicht anders wählen und sich nicht anders benehmen konnte:

... Dort (selbst in Frankreich) wußte man die Briefe Heines an die Baronin Rothschild ganz anders und richtig auszulegen; man sah in ihnen, was sie auch wirklich sind, wundervolle Ergüsse einer reichen Dichterseele, die in starker ideeller Abhängigkeit vor des Barons James Gattin stand. Mit Geld haben diese Episteln eines Poeten nichts zu tun; sie lehren nur das eine, daß Heine, der die Baronin angeschwärmt, es innerlich beklagen mußte, sie, die feinnervige Frau, an einen nicht gerade von Poesie erfüllten Mann gebunden zu sehen. Kann ein Dichter der Liebe, wie es Heine ist, anders empfinden? Und mußte er nicht, wenn er dieses Gegenbild von Mann und Frau sieht, zur Ironie greifen, um den Mann ein wenig zu verulken? Welcher Dichter könnte anderes tun? Nein, kein Schatten fällt auf Heine nach seinen Briefen an die Baronin Rothschild. Reiner, anziehender und lebenswürdiger steht er jetzt da, als bevor man diese Schreiben kannte. ... Baronin Betty hat den Dichter wohl verstanden; das können ihre Antwortbriefe an Heine lehren, die demnächst von mir in der »Deutschen Rundschau« publiziert werden.

*L. und sagt er hier  
mit herausgelassenen  
Grundlagen begreifen  
wird. Nur allem  
aber nicht bei d.  
Möglichkeit, sagt er*

*L. sind*

*AB*

*- typ.*





3

Mit der eigenen Diskretion und mit der eines Dichters mag ja ein Literarhistoriker es halten wie er will. Ob es Sache des Genius ist, zur Ironie zu »greifen«, irgend jemanden »ein wenig zu verulken« und zumal, wenn er dessen Frau anschwärmt, ob ein Dichter der Liebe nicht doch anderes tun könnte, ob ein Publizist den Rothschild nur anzugreifen hat, weil er der Besitzer einer feinnervigen Frau ist, und ob eine Vermischung beider Agenden den Schriftsteller oder den Gentleman oder beide ethisch verkürzt, darüber wollen wir mit dem Herrn Hirth nicht in Streit kommen, für den der »Poet« eine Erscheinung ist, die ganz nebenbei und gleichsam als Privatbeschäftigung »Ulk« und sonstiges treiben kann. Die Briefe Heines enthalten Stellen, deren »famillionärer« Ton, wie der Schreiber in Angelegenheiten des Hauses Rothschild sich gern ausdrückte, schon eine recht unappetitliche Auffassung von starker ideeller Abhängigkeit verrät. Der Literarhistoriker, dessen Lebensaufgabe die Einmischung in einen fremden Briefwechsel ist, mag ja glauben, daß durch seine Bemühung eine Persönlichkeit noch reiner, anziehender und liebenswürdiger dastehe, als man sie ohnedies schon gekannt hat. Wie sehr ihm dies gelungen ist, davon konnte man sich aus der leicht faßlichen Inhaltsangabe überzeugen, mit der Herr Wittmann — einmal vor dem Krieg — Hirths ~~andern~~ Heine-Briefwechsel einem mit dem Milieu vertrauten Publikum empfohlen hat. Herr Hirth, der dem Nordau vorwirft, daß er die Heine-Rothschild-Briefe nur aus der französischen Entstellung kenne, wird meine Bezugsquelle für die andern gewiß unbedenklich finden. Sie hat mir das Studium des allzu reichen Originals erspart, ich durfte ihr zutrauen, daß sie sich die besten Behelfe für die Ehrenrettung Heines nicht entgehen ließ, und sie hat den Vorzug, daß sie gleich auch den rechten Geschmack und die den Interessenten sympathische Auffassung mitbringt. Im Gegensatz zu Herrn Nordau benütze ich eben nicht tendenziöse und gehässige Heine-Kommentare, sondern halte mich an die freundlichen und authentischen. Der Herr Hirth also, der mir keinen Vorwurf machen soll, hat das Verdienst, die ganzen Heineschen Familienaffären, diese durch keinen Humor bezahlte Stofflichkeit der Budapester Orpheumgesellschaft, unverstümmelt und von jeder unnötigen Diskretion befreit vor der Welt ausgebreitet zu haben, und Herr Wittmann rühmt ihm des öfteren einen »heiligen Zorn« nach, der ihn über das Vorgehen der Mischpoche erfaßt habe, die anstatt einfach die Auskrantung der Details ihrer Privatschmutzerei zu verbieten, sich mit Fälschungen begnügt hatte, bis Herr Hirth auf den Plan trat und »die peinliche Kleinarbeit des Restaurators« übernahm, »der die Gliedmaßen des zerschlagenen Götterbildes mühsam zusammenklaubt, um sie wieder harmonisch zu einem Ganzen zu fügen«. Einen glücklicheren Vergleich als jenen mit dem Götterbild findet Herr Wittmann, wenn er von einem »papiernen Herkulesgeschäft« spricht, »das aber auch als unerläßlich erschien«. Der Bruder Maximilian zum Beispiel hatte ehemals aus den 4800 Franks, die der Onkel Salomon gezahlt hat, rund 8000 gemacht; aber es bleibt in diesem Wirrwar von Zahlen und Gefühlen ziemlich gleichgiltig, ob er nicht vielleicht

→ Jahnke

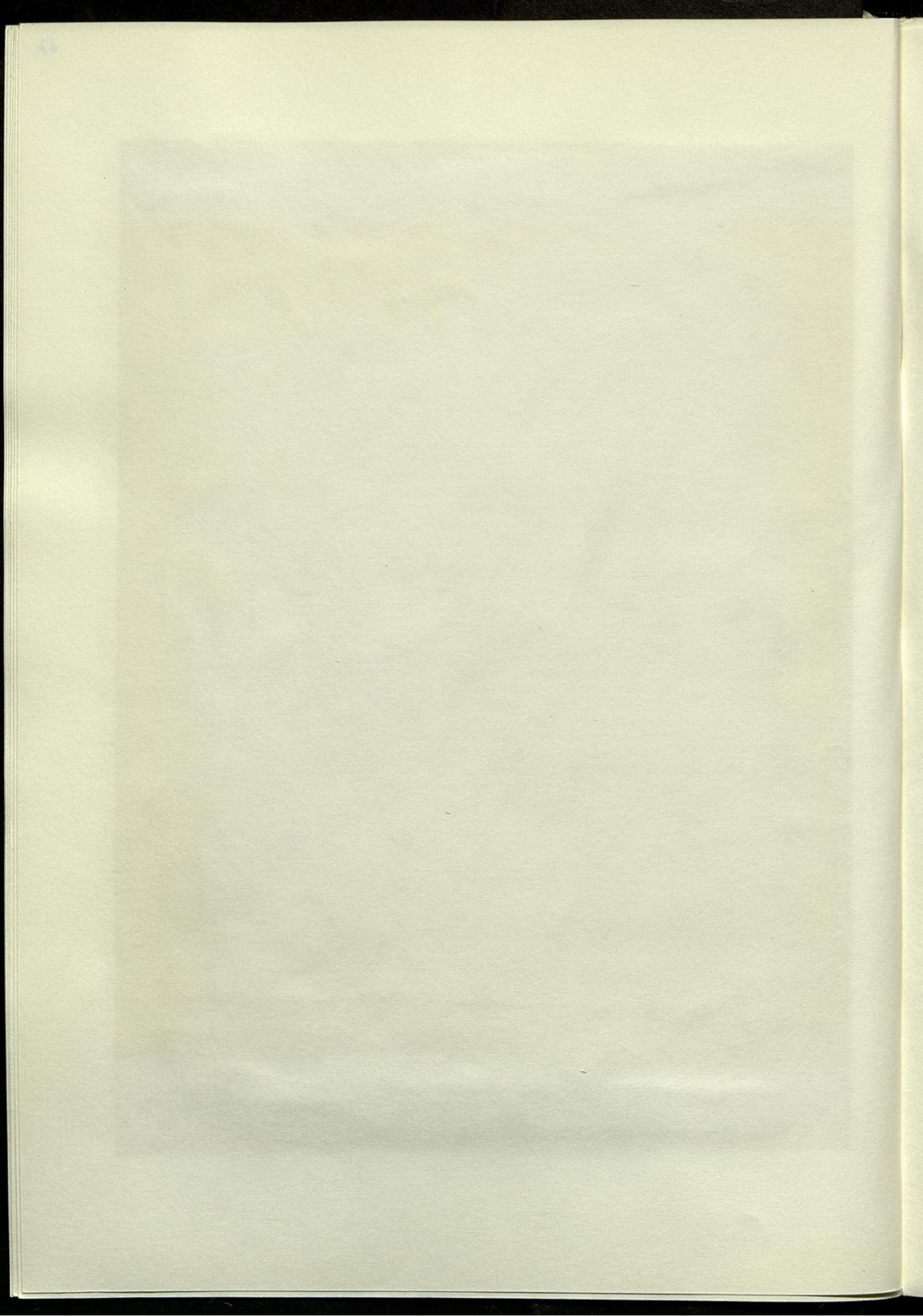
↓ (15 blätter)

↓ im Jahr Heine

H Seladen

H mit dem

15 r 1



besser informiert war als der Bruder Harry. »Das sind übrigens Kleinigkeiten«, meint Herr Wittmann. Die Tragik in Heines Leben beruht in etwas ganz anderem. Er ist beim Testament beschummelt worden. Er hat dem Onkel einen Kondolenzbrief zum Tod der Tante geschrieben, »aus tiefbewegter Seele«. Der Vetter Karl aber hat den Brief unterschlagen und der Onkel Salomon lebte nun weiter in dem Glauben, Heine sei herzlos, bis er starb. Darum ist »der Pariser Singvogel« beim Testament so schlecht weggekommen, darum spricht er in einem Brief von einer »ungerechten Handlung« seines Oheims, und darum nennt Herr Hirth den Vetter Karl einen »Franz Moor«, denn »sein heiliger Zorn lodert noch höher auf, wenn er davon spricht«. Herr Wittmann klagt:

Salomon Heine hinterließ dreißig Millionen Mark. Von diesem hochaufgetürmten Geldhaufen entfielen auf Heinrich etwa fünfzehntausend Francs. Er wurde mit einem Trinkgeld abgefertigt. Es war die bitterste Enttäuschung seines Lebens... Was er von dem Millionenonkel zu erben hoffte, bildete stets einen festen Posten in seiner Rechnung. Seinen ganzen Zukunftstraum baute er auf dieser Hoffnung auf.

Darum hatte er einen Kondolenzbrief aus tiefbewegter Seele geschrieben; und gerade der war nicht angekommen. Herr Wittmann hat die richtige Perspektive:

Es ist kein nagelneuer Heine, der uns hier entgegentritt, aber dank dem Forscherfleiß des Herausgebers sehen wir den alten wahrer, naturgetreuer, im unverfälschten, vom Unfug nachträglicher Übermalungen befreiten Bilde. Neue Fenster öffnen sich auf dieses Dichterleben.

Wir erkennen einigermaßen, wovon ein Dichter träumt und wie viel Hoffnung und Sehnsucht die Summe, wie viel Leid und Enttäuschung den Rest eines Dichterlebens ausmachen. Herr Wittmann schildert ~~ih~~ von allem Anfang an als unstillen Romantiker:

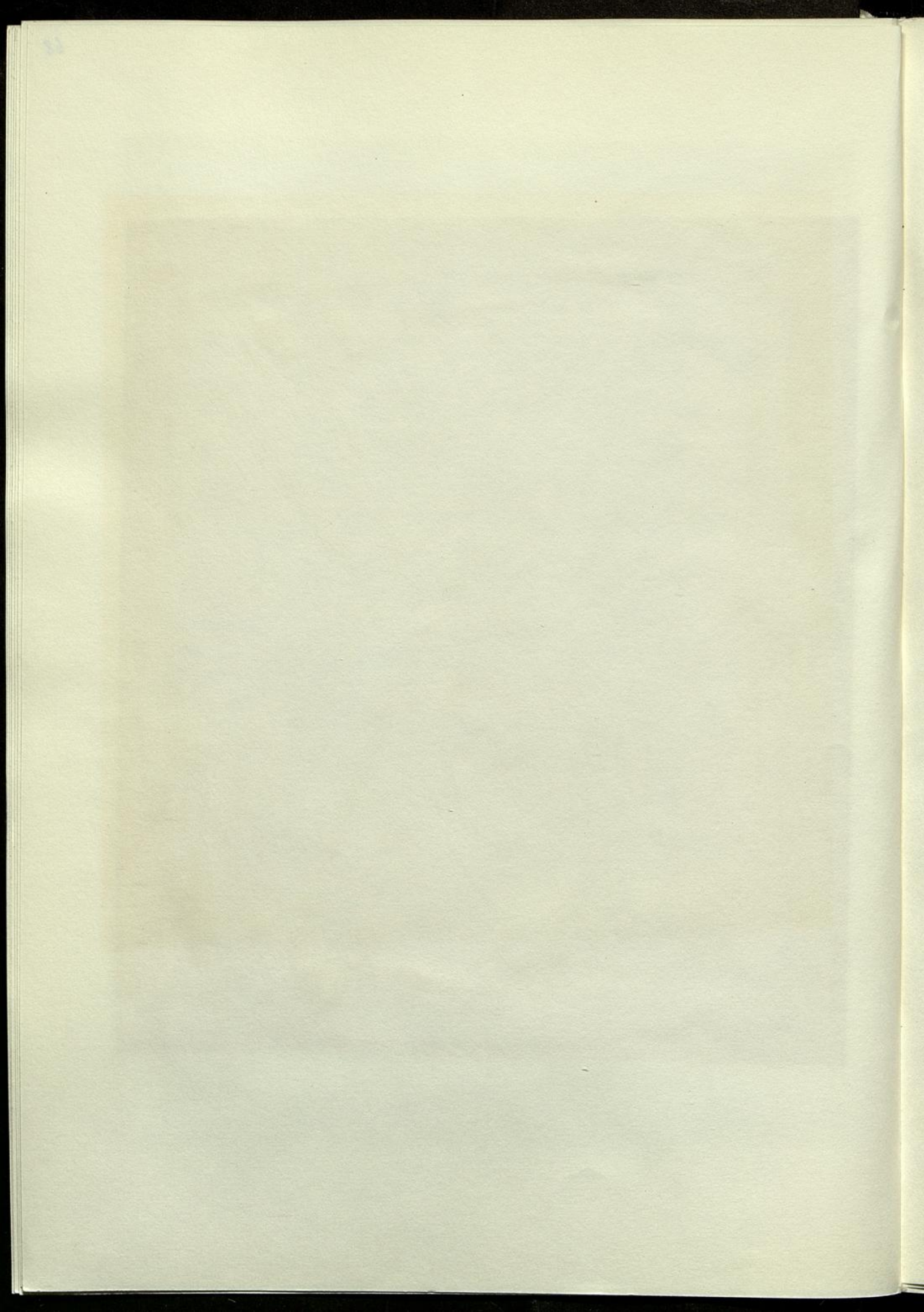
Er ist wahrlich nicht leicht einzufangen, dieser Überall-und-nirgends. Kaum gelang es, ihn festzuhalten, entgleitet er uns wieder zwischen den Fingern. Die Unrast scheint das einzige Beständige zu sein in diesem Dichterfrühling, und es gibt keinen deutschen Poeten, dessen Jugendjahre auf ähnlichen Zickzackbahnen sich verliefen. Es ist ein ewiges Hinundher, ein immerwährendes Gehen und Kommen, Weilen und Fahren, Abreisen und Heimkehren, heute hier, morgen dort, übermorgen wieder fort. Als Sechzehnjähriger verläßt er das Vaterhaus in Düsseldorf, um als Volontär in ein Frankfurter Bankhaus einzutreten. Nach wenigen Wochen ist er in derselben Eigenschaft beim reichen Onkel in Hamburg...

Welche Stürme! Und so geht es weiter, immer weiter in der Romantik. Sucht er die blaue Blume?

Ein Eilritt, scheinbar ins Blaue hinein, ohne vorgestecktes Ziel. Fasse, wer kann, diesen Sausewind beim Rockschoß! Was ihn vorwärts treibt, rastlos von Ort zu Ort jagt, ist ja im Grunde ein sehr ehrenwerter Drang: er sucht einen Beruf. Zum Kaufmann hat er nicht die geringste Befähigung. Soll er also Advokat werden?...

*Handwritten notes:*  
~~unstillen~~ unstillen  
 Herr Wittmann  
 Herr Wittmann  
 Herr Wittmann

*Handwritten note:*  
 / eh



4

Welche Konflikte! Er ›strebt nach dem Unmöglichen‹. Das heißt, der Posten, den er für geeignet hält, ist nicht zu finden. Der Onkel meint es gut und ›richtet ihm ein eigenes Geschäft ein‹.

Den Namen, den er auf sein ›Buch der Lieder‹ zu setzen hofft, liest man vorher auf einer Firmatafel: ›Harry Heine & Cie., Kommissionsgeschäft in Manufakturwaren.‹

Wenn man aber auch mit Spannung diesem rastlosen Leben folgt und sich zunächst bei der Station aufhält, die ihm der Onkel Salomon eingerichtet hat, so könnte man auf die Frage verfallen, ob denn dieses ewige Gehen und Kommen, Weilen und Fahren ein Ende gehabt hätte, wenn der gefundene Beruf ihn nicht auf den Platz verwiesen, sondern etwa gezwungen hätte, für fremde Firmen zu reisen. Aber auch so war seines Bleibens nicht. Schon nach einem Jahr sehen wir ihn die eigene Firma aufgeben/und er pflegte nur noch ›sein dichterisches Geschäft zu verrichten‹, wie Herr Wittmann sagt, der mit diesem Vergleich in der kaufmännischen Sphäre zu bleiben vermeint. Zwischendurch versuchte er es mit dem Jus, in einem glücklichen Bild<sup>17</sup> ausgedrückt: ›Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrot essen und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims.‹ Aber es war wieder nur eine Episode. Er ›wird, was er von Anfang an gewesen: ein Dichter‹. Er kann sich nicht helfen: ›Vor kleine Lieder kann ich mich nicht hüten.‹ Herr Wittmann rügt:

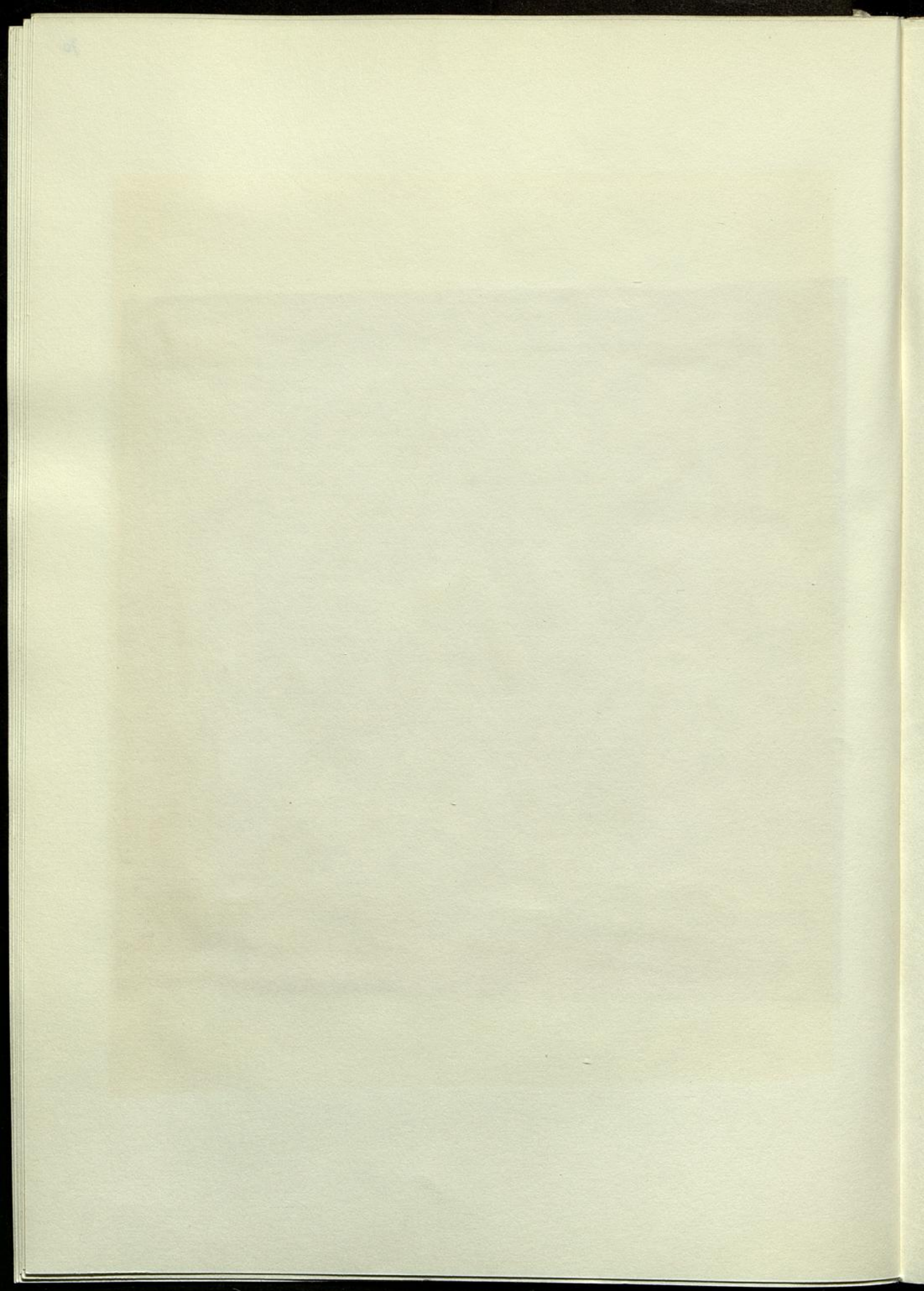
Es soll natürlich heißen: vor kleinen Liedern. Doch in diesen Jugendbriefen, was nebenher vermerkt sei, wimmelt es von solchen Sprachfehlern, und besonders der Kampf mit Dativ und Akkusativ will nimmermehr aussetzen. Eine Folge, meint Strodtmann, des mangelhaften Düsseldorfer Unterrichtes, der sich während der Franzosenzeit merklich verschlechtert habe — einfach Nachklänge der Umgangssprache im Elternhause, denkt wohl richtiger der neue Herausgeber, der auch nicht dulden will, daß man diese sehr charakteristischen Schnitzer korrigiere. Mancher dieser Briefe trieft förmlich von Judaismen, und es handelt sich da nicht um Flüchtigkeiten einer ungeduldigen Feder, im Gegenteil, der Schreiber schlenkert diese Fettflecke mit Vorbedacht aufs Papier, mit Wohlbehagen. Jude zu sein, hat er ja niemals aufgehört. Gläubiger Jude freilich war er nicht....



Der neue Herausgeber hat recht, aber Herr Wittmann schwankt, wie man sieht, zwischen der Auffassung, daß Heine mit Dativ und Akkusativ gekämpft, und der, daß er sie spielend verwechselt habe, und entschließt sich für alle Fälle zu einem Ausweg:

Wir hören seine feine Stimme, wir glauben, den blonden Junker vor uns zu sehen mit seinen blauen Augen, dem zart geröteten Gesicht, der ausdrucksvollen Nase, die nach Theophil Gautiers etwas seltsamer Schilderung, »in der Absicht, griechisch zu sein«, bloß durch »eine leise hebräische Krümmung gestört wurde«.

Wir wurden aber erst vor kurzem mit einer Enthüllung überrascht, welche, die Gautier-Darstellung retuschierend, Herrn Wittmann recht gibt und das Bild des blonden Junkers wieder herstellt, das er vor Augen hat. Heine hatte nämlich eine ausgesprochene Beziehung zum Krieg. In einem lateinischen Gesuch, das er an die Göttinger Fakultät gerichtet hat, »entwirft er ein lebensvolles Bild seines bisherigen Lebenslaufes«. Der größte Teil seiner Mitschüler der obersten Klasse des Düsseldorfer Gymnasiums (»und ich unter dieser Zahl«) hätten damals dem Vaterlande ihre Dienste angeboten, aber der Pariser Friede habe die effektive Teilnahme am Krieg verhindert. Ein Literaturhistoriker, den solches Bekenntnis naturgemäß sehr aufregen mußte, hat nach eingehenden Studien in der »Insel«-Ausgabe zur Briefstelle die Anmerkung gesetzt: »Über diese Meldung zum Kriegsdienst ist nichts bekannt.« Es sei nun, heißt es in jener Miscelle, »vielleicht nicht ohne Belang, daß Heine in dem Schreiben an den Göttinger Dekan seines Vaters als eines ‚quondam miles‘ (einstigen Soldaten) gedenkt; in seinen Memoiren, die allerdings der modernen Heine-Forschung auch nicht als völlig authentisches Material gelten, schildert er seinen Vater . . . als einen in ‚hannöverschen Dienstverhältnissen‘ stehenden Proviantmeister, oder wie es die Franzosen nennen, einen Offizier de bouche, die Preußen nennen es einen Mehlwurm.« Karpeles (mit diesem Namen setzt die Wahrheit ein) »berichtigt diese auf das Soldatisch-abenteurerhafte hin stilisierte Schilderung, die Samson Heine auch als Fürstengünstling, als Sport- und Theaterliebhaber zeigt, dahin, daß Heines Vater zwar Armeelieferant war und Mitglied der Düsseldorfer Bürgerwehr, im Übrigen aber eine friedliche und vor allem tiefreligiöse Natur war«. Diese Berichtigung einer in einem offiziellen Schriftstück enthaltenen poetischen Wendung ist gewiß danach angetan, den Dichter gerade dem heutigen Verständnisse näher zu bringen; überflüssigerweise wird sie noch durch einen Trost verzuckert:





5

Wenn also auch kein ererbtes »Soldatenblut« im Spiele war, so ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß der Zeitgeist der Befreiungskriege auch den Studiosus Heine zum Kriegsfreiwilligen machte — wenigstens dem Willen und Herzen nach.

Man muß zugeben, daß die Heine-Forschung weit geht. Herr Wittmann aber entschließt sich, von der junkerlichen Auffassung zurückzutreten, um nämlich ein Wunder geschehen zu lassen.

Das Wunder ist nun, daß dieser Jude, dieser jüdischer Jude, der im Vaterhause die deutsche Sprache in ihrer ärgsten Entartung zu hören bekam, nach weniger Jahre Verlauf zu einem der größten Meister dieser Sprache sich entwickelt. Keine Falte ihres Mantels, die sein Ohr nicht auskundschaftet.

Das ist bei weitem kein solches Wunder wie Herr Wittmann glaubt. Das Erlernen die intelligenteren Stammes- und Standesgenossen im Handumdrehn. Den Mantel der Sprache breiten sie vor der Kundschaft aus, auch wenn sie nicht zufällig vorher ein Kommissionsgeschäft in Manufakturwaren gehabt haben. Meister der Sprache, das wird man am leichtesten, das geht wie geschmiert. Bald also konnte sich Heine vor kleine Lieder nicht hüten. Der Onkel hatte es gut gemeint. Er blieb aber auch, wie Wittmann feststellt, ein »aufrichtiger Bewunderer« dieses Onkels, der mit sechzehn Groschen nach Hamburg gekommen war und dreißig Millionen Mark hinterlassen sollte, ja er scheint es mit dessen Jahren immer mehr geworden zu sein.

Gewissermaßen waren sie einander auch geistig verwandt. In einem genialen Großkaufmann steckt immer ein Stück von einem Poeten; ohne Phantasie, ohne dichterische Intuition erklimmt man die höchsten Gipfel in keinem Beruf, selbst im nüchternsten nicht. Der Neffe sang Lieder und Romanzen, der Onkel dichtete in Mark Banco.

Nur mit dem Unterschied, daß die Sehnsucht des Onkels bei der Sache blieb und sein ganzer Zukunftstraum sich nicht auf der Hoffnung aufbaute, einmal die Talente des Neffen zu erben. Er war eben doch ein anderer Dichter, ein echterer; und der Neffe dürfte dem Onkel verwandter gewesen sein, als der Onkel dem Neffen. Jener sei aber in der ganzen Familie immerhin der einzige gewesen, der »bei aller Unbildung einiges Verständnis und poetisches Mitempfinden aufbringen konnte.«

Ihm ist ja auch das Lyrische Intermezzo gewidmet, und sicherlich hatte er ein Auge für die geniale Begabung des Neffen. »Leider Gottes was für ein Talent«, schreibt er seiner Tochter Therese, indem er ihr ein soeben entstandenes Gedicht, frisch von der Pfanne weg, zusendet, und schmunzelnd fügt er hinzu: »Er hatt mir versprochen, Sich zu bessern.«



Und an Heine selbst schreibt er:

Deine Frau hat sich gut aufgeführt — ich habe nicht daran  
gezweifelt, ist ein gutes Schicksche, ist acht, Du bist gemacht,  
Deine Kinder — woher — können gemacht werden.«

Einen Brief, den der Familienstolz selbst vor ein paar  
Jahren veröffentlicht hat, schließt er:

also entschuldige  
wenn Dein Onkel  
Salomon Heine  
der Mann, der Deinen Namen führt  
Spas  
Gedicht mached.

Herr Wittmann spottet:

Ohne Zweifel glaubte der reiche Bankherr, das Wesen der Poesie  
bestehe wirklich in den strophenartig gebrochenen Zeilen, auf diese Weise  
mache man Gedichte, oder wenigstens Spaßgedichte.

Der reiche Bankherr hatte so unrecht nicht, abgesehen  
davon, da er ja als genialer Großkaufmann sowieso ein Dichter  
war. Beinahe das ganze Deutschland, in Krieg und Frieden, glaubt,  
daß das Wesen der Poesie eben darin bestehe, und leider Gottes  
was für ein Talent, wenn es nicht geradezu so entstanden ist,  
verdankt solcher Auffassung seine ganze Geltung. Diese wird  
einst in einem kulturellen Raritätenkabinett ausgestellt werden.  
Man wird das deutsche Entzücken an einem ungezogenen Liebling  
der Grazien bestaunen, der seiner Schwester reizende Briefe  
schrieb, in denen bloß einige derbe Ausdrücke über ihre  
Schwangerschaft, die ‚Kälberemisere‘, das ‚Vorgebirge der guten  
Hoffnung‘, störend wirken mögen«. Mögen sie. Es hat doch ein  
Entzücken gegeben an einem schwerpunktlosen Talent, das einer-  
seits dem köstlichen Vergnügen, den alten Jahwe am Barte zu  
zupfen, nicht entsagen konnte«, anderseits nicht der Sehnsucht  
nach der knoblauchduftenden Romantik der alten Bundeslade« }  
Und dieser ›Feind aller positiven Religionen‹ ließ sich, wie solch  
ein Wittmann scherzend hervorhebt, knapp vor dem Doktorat  
›ins Christentum promovieren. Natürlich war ihm die Taufe  
ein ‚gleichgültiger Akt‘, bloß Mittel zum Zweck, ein falsches  
Mittel zum unerreichten Zweck«, wie solch ein Wittmann bedauernd  
meint. Das Bild wird immer reiner, anziehender und lebenswürdiger.



6

Die Beziehung zu Goethe darf nach alledem nicht fehlen. Der Dekan feierte ihn bei der Disputation »als Dichter, ja sogar als Juristen«. Er sei »mit Goethe darin zu vergleichen, daß er sich früher (oder besser) als Dichter denn als Jurist bewährt habe.« So weit mochte die Kompetenz des Dekans einen Vergleich mit Goethe wagen. Herr Wittmann tadelt nun Heine: er »übertreibe,« wenn er behaupte, der Dekan habe ihn »mit Goethe verglichen« und auch geäußert, »daß nach dem allgemeinen Urteil meine Verse den Goetheschen an die Seite zu setzen sind.« Wenn aber Heine nicht übertreibt und der Dekan es gesagt hat, so hat er die Wahrheit gesagt; das allgemeine Urteil ist so, noch heute so. Immerhin, meint Herr Wittmann, sei es »keine geringe Auszeichnung für den jungen Doktor gewesen, neben dem größten europäischen Namen auch nur genannt zu werden. Bereits hatte er ja den großen Mann von Angesicht gesehen.« Nun muß des weitern freilich zugegeben werden, daß der Eindruck »kein sonderlich günstiger« war: zunächst der Heines auf Goethe und infolgedessen der Goethes auf Heine. Dieser war mit einer Frechheit eingetreten: »und sehr verstimmt war auch der junge Heine, besonders als er hörte, Goethe habe sich über seine Verse ohne Wohlwollen ausgesprochen.« Daß es die Konkurrenz war, das zu verraten, hat Heines Takt verschmäh.

Den Freunden schrieb er nur, er sei in Weimar gewesen, und es gebe dort sehr gutes Bier. Von Goethe kein Wort. Auch guten Gänsebraten gebe es dort, womit denn der Bericht über dieses außerordentliche Erlebnis abgetan war.

Das ist anziehend. Zu näheren Mitteilungen habe er von den Freunden erst gezwungen werden müssen, und fast mit Widerstreben rückte er mit seinen Erinnerungen heraus: »Über Goethes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit.«

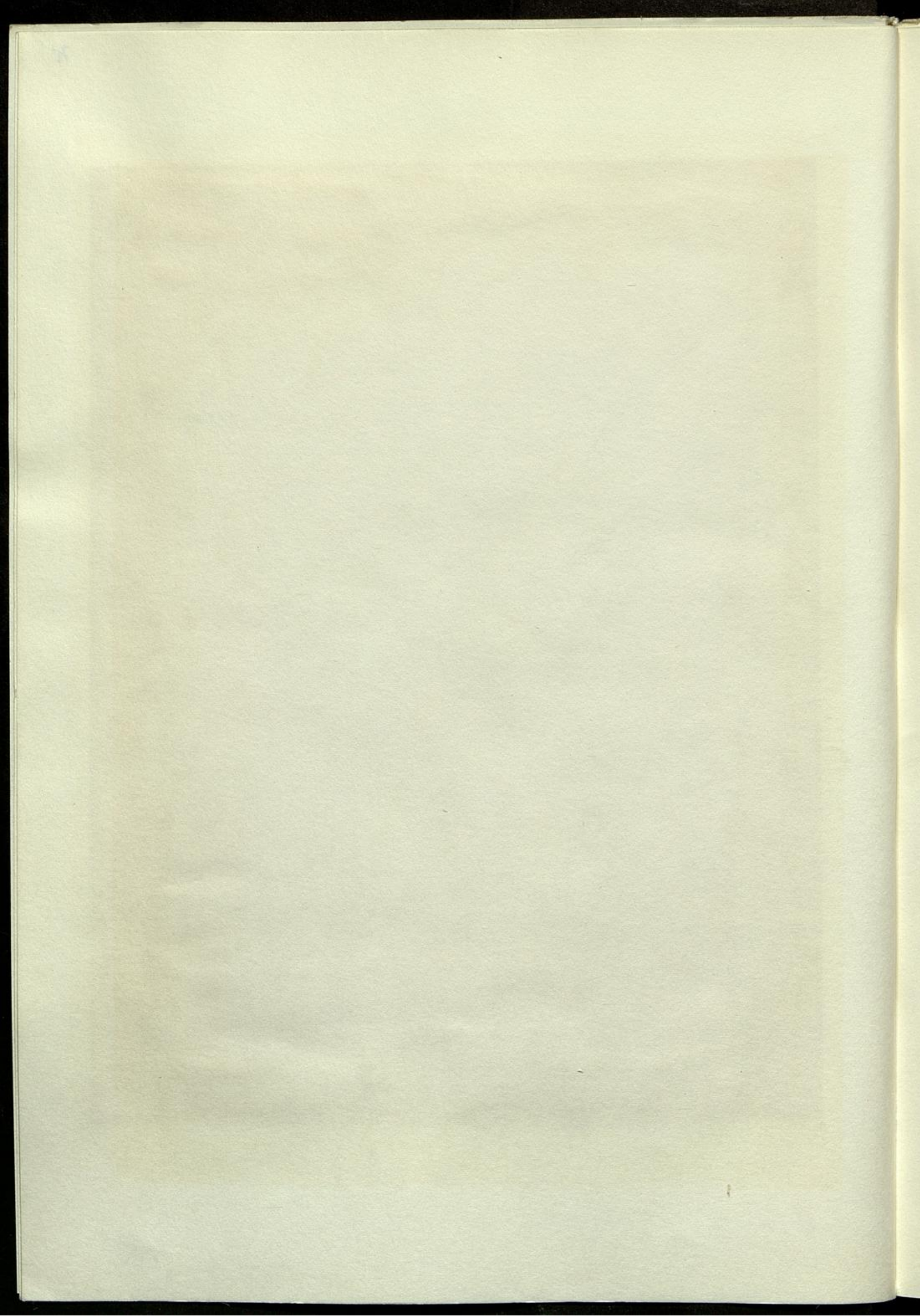


Nur Goethes Auge läßt der Junker Anerkennung widerfahren; er läßt ihn mit einem blauen davonkommen, denn ein solches hat er ja selbst. »Sein inneres Verhältniß zu Goethe« sei aber »fortan getrübt« gewesen. Er konnte ihm, wie es die Art solcher Talente ist, seine Frechheit nicht verzeihen. »Zur Beruhigung seines künstlerischen Gewissens sucht er die subjektiven Eindrücke theoretisch zu begründen, aus einer Verschiedenheit der grundsätzlichen Leitmotive zu erklären«. Er wurde hinausgeworfen, und Goethe gab infolgedessen nur »die Kunst, nicht das Leben selbst«. Jetzt gelte es andere Interessen: die Modernen müssen sich ins Gefecht stürzen, leiden, dulden, kämpfen. »Vor dem Publikum ist er vorsichtiger.« Er bewundert Goethe, »aber man spürt eine gewisse Kälte, wenn er von ihm spricht, und zwischen den Blumen sieht man eine spitze Klinge schimmern.« In Privatäußerungen tut er sich keinen Zwang an. Er nimmts jetzt mit jedem auf, Byron ist sein lieber »Vetter«, wiewohl er nicht der Sohn vom Onkel Salomon ist. Shakespeare freilich ist etwas mehr. »Ich fühle zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrat, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.« Von solcher Albernheit bleibt der Minister Goethe verschont. Der Dichter Goethe aber, nun, der werde »es sich eben doch eines Tages gefallen lassen müssen, daß man seinen Namen in Verbindung mit dem Heinrich Heines nenne.« Erraten! Er muß es sich tatsächlich gefallen lassen. Wiewohl die Erinnerung für Goethe nur so flüchtig war. Aber das allgemeine Urteil ist so. Und Goethe hat es sich selber zuzuschreiben. Er verstand angeblich etwas von Lyrik und war dennoch für Heines Verse so wenig eingenommen wie für den Menschen, der vor ihm stand. Er traute den kleinen Liedern nicht über die Gasse. »Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren . . . . Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.« Vielleicht weiß Herr Wittmann nicht, daß Goethes Besucher das einmal öffentlich geschrieben hat. Die Flamme hatte die sonderbare Furcht, sich zu konsumieren. Leider Gottes was für ein Talent blieb vor ihr im Dunkeln! Aber diese Zusammenkunft, so momentan sie war, erhielt dank jener Geschicklichkeit, die einer der beiden Teile von Natur mitbekommen hatte, ihre Fortsetzung auf die Nachwelt. Heine ist und bleibt der zweitgrößte Lyriker im Zimmer Goethes.









nennt. In der Tat ein höchst anrühiges Dokument für Heines Musik- und Finanzpolitik, von dem jener den Mut hat anzunehmen, daß »der blendende Witz, der aus den Verunglimpfungen Liszts und Mendelssohns spricht«, es der hohen Besitzerin »besonders wertvoll erscheinen lassen mochte«. Und:

Daß Heine an keinem irdischen Hofe eine Anstellung finden wollte, sondern nur an eine im Gefilde der Seligen dachte, ist ein Bekenntnis, das vielleicht so recht aus dem Herzen der Kaiserin gesprochen war und das sie ihrem Dichter besonders hoch anrechnen mochte. Es ist nicht gänzlich außer dem Bereiche aller Wahrscheinlichkeit, daß ihr gerade dieser pointierte Schlußsatz das Manuskript besonders wert machte, das sie gleich allen anderen Heines . . . auf alle Reisen mitnahm.

= nicht wahr!

Der Staatsanwalt, der Heines Urteil über die musikalischen Zeitgenossen zu überprüfen kein Interesse mehr hat, hätte immerhin die Verpflichtung, das Andenken einer erlauchten Frau gegen den ungeheuerlichen Versuch zu schützen, von ihm noch das journalistische Wirken eines Dichters verklären zu lassen, der an den zahlenden und gelobten Meyerbeer die Worte gerichtet hat: »Denn ich habe den Grundsatz, kein Geld, und sei es noch so wenig, abzuweisen. (Wie schlecht kennen mich die Leute, die mich für einen Menschen ohne Grundsätze ausgeben!)« und ~~den~~ Meyerbeer geantwortet hat: »Liebster Heine! . . . Sie schreiben mir einen so bitteren Brief, weil der gegenwärtige Zustand meiner Kasse mir nicht gestattet, diesesmal Ihren Wünschen Genüge zu leisten . . .«. Die Majestät Goethes und einer Kaiserin, die im Tod nicht ahnungsloser vor diesen Dingen steht als im Leben, sind gerade gut genug, um die größte Literaturlüge, mit der je der Welt eine Judennase gedreht wurde, durchzuhalten und die die Kosten einer Unsterblichkeit decken zu helfen, deren Bewerber

→ selbigen

~~H. Frau~~

1/9

*Handwritten signature*







Neue Freie Presse punktierte damals das Wort Memme, denn sie wollte offenbar lieber den Heine preisgeben, als dessen Geschäftsfreund. Sie gab noch das Bruchstück als Zuwage: »... was ich doch bestimmt wissen muß, um darnach zu handeln und den guten Moment (nicht) vorbeizulassen, wo jener Mensch noch unter dem Einfluß der Beängstigung ist...« Es wird für alle Zeit das Geheimnis der Literaturforschung bleiben, warum die menschlichen Fragwürdigkeiten, die sie zusammenklaubt, ihren Liebling reiner, anziehender und liebenswürdiger erscheinen lassen, ihm neue Verehrer werben, Ungläubige bekehren sollen, und es wird wichtig sein, nachzusehen, ob der Herr Hirth in sein Götterbild selbst diese Züge, ob er in seinen fortzusetzenden Briefwechsel auch diese Korrespondenz und die mit Meyerbeer aufnimmt. Wie weit er darin gehen wird, seinen Dichter für sich selbst sprechen zu lassen, wird schließlich Sache seines Forscherehrgeizes sein. (»Möge der zweite Band, der nicht weniger als fünfhundert ungedruckte Briefe enthalten soll, bald dem ersten folgen«, wünschte Herr Wittmann.) Jedenfalls hatte er aber schon den besonderen Mut, ein Bekenntnis von anderer Seite, von dem er nicht sagt, wie er zu ihm gekommen ist, in Umlauf zu bringen: »Die Journalisten rechnen es mir sehr hoch an, daß ich eine Verehrerin von Heine bin, sie sind stolz darauf, daß ich ihren Heine liebe...« Solche Verehrung war gewiß noch weltenweit entfernt von dem Anspruch auf solche Zustimmung! Aber man sollte uns endlich auch damit verschonen, die Bedeutung Heines von ihr zu bestreiten, und lieber selbst die Beweise für Heines lyrische Bedeutung herbeizuschaffen trachten. Eine einsame Frau muß vor Versgebilden, deren greifbarer Inhalt Mondschein und Liebe sind, keinen anderen Standpunkt haben, als die Menge. Die Natur wäre noch immer in Ordnung, wenn das literarische Urteil einer Frau in die Irre geht. Viel ~~symptomatischer~~ für ein Chaos ist, daß es noch immer Maskulina gibt, die einen Feuilletonisten des Witzes und des Gefühls »für den größten Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, halten und die Frechheit haben, von »zwei großen Welt dichtern« zu sprechen, die nun zusammen in Frankreich unbeliebt geworden seien. Als Goethe den Journalisten, der ihm lächelnd zu sagen wagte, er arbeite jetzt an »einem Faust«, unfreundlich verabschiedete, hatte er den Augenblick lang, den die Zusammenkunft währte, nicht die Empfindung, daß er mit diesem Besucher einmal gemeinsam auf die Nachwelt kommen oder auch nur Schulter an Schulter mit ihm aus Frankreich heimkehren werde. Das hätte ein Goethe wissen müssen! Die gebildete Banalität, ungewarnt vor kleine Lieder, weiß es anders, und wenn sie noch eine Nachwelt hat, so wird diese sich die Seiten vor Lachen halten über die lyrische Eindrucksfähigkeit, die jene vor die Revolverjournalisten bewährt hat.

→ vorbedeutender

